Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 15 (1911)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

werden und die Knospen verdorren sehen. Wir wissen nicht, wohin sich der fehlende Saft geslüchtet hat: nicht in die Erde ist er geslossen, die noch die Wurzeln vergeblich tastend durchsluchen, nicht in der Luft verdunstet, in die sich die armen schmachtenden Zweige vergebens recken. Desgleichen erschien dem unglücklichen Eremiten die Welt als ein Wald von Bäumen, aus denen der Saft gewichen, in denen aber immer noch soviel Leben war, als nötig ist, um die Qual des geschenen Lebens zu empfinden. Und er selbst war einer dieser Wäume, nein, besser noch, ein Watt von einem dieser Bäume, das nun dürr und tot auf der Erde lag, während ihm einst eine linde Flut durch die seinsten Abern gewogt war, als es, vom Winde lusstig geschautelt, stolz auf seinem Zweige thronte.

Da jedoch die Sehnsucht nach Gott immer glühender in ihm wurde, ja, um so glühender, je mehr der Begriff von Gott verblaßte, nahm der Ginfiedler zu einem Mittel seine Juflucht, das er zur Zeit seiner Bekehrung von den chriftlichen

Bredigern oft hatte empfehlen hören.

Schon damals galt der Sat vom "Willen zum Glauben", und die Apostel priesen Gebet und Buße als wirksamste Mitztel, nicht allein um den Glauben zu bewahren, sondern um ihn zu sinden. Deshalb rief er bei Tag und bei Nacht laut und und indrünftig jenen Namen Gottes an, der seinem Geiste keinen Sinn mehr offenbarte. Deshalb fastete er bis zur tiefssten Erschöpfung. Umsonst. Er legte sich zur Mittagsstunde

in ben glühenden Sand ber Bufte auf ben Rücken, die Augen ftarr zum himmel gerichtet. Der himmel erschien ihm als eine Ruppel aus flüffigem Metall, als eine Halbkugel, in der es wogte von Gold, Silber, Erz, von allen leuchtenden und von allen dunkeln Substanzen und bie burch ein geheimnisvolles Gesetz ber Schwere über ber Erde schwebend erhalten wurde. Und diefes Gemisch von Schatten und ichillernden Farben wand und redte fich in der gewaltigen, blendenden Ruppel zu taufend Formen, bis es ploglich gerbarft und endlose, gleichförmige Finsternis gu= Burudließ. "Dies ift der Tod!" bachte ber Gremit und neigte fich ihm sehnsüchtig entgegen. Wohl schien ihm, was ihn um= fing, das Reich des Todes; doch umsonst suchte er Gott da= rin, fein Paradies und feine Solle. Und je mehr er Gott vermißte, befto qualender ward fein Berlangen nach ihm. Bis er eines Tages, als er wie ein Sinnloser und gleichgültig gegen alles um fich her im Buftenfand umberirrte, auf eine Schlange trat, die sich gegen ihn bäumte und ihn big. Der Tod! Sa, dies= mal war es wirklich der Tod! Er fühlte deffen geschmeidige und boch harte Finger um feine Rehle, um feinen Schadel und an seinen Schläfen. Gs froch ihm wie mit taufend Fügen und haarigem Leib durch die Gingeweide und die Abern. Und er fcbleppte fich bis zu feiner Rlaufe, demfelben Inftinkt gehor= chend, der das verwundete wilde Tier in feine Sohle flüchten heißt, um bort gu berenben.

(Schluß folgt).

Dramatische Rundschau IX*).

Sehr bald nach der Wiener Uraufführung haben wir in Zürich Rarl Schönherrs **) neues Drama "Glaube und Seimat" zu sehen bekommen. Es gibt ein Bild der Glaubenstämpfe im Tirol zur Zeit der Gegenreformation: die lutherischen Bauern muffen entweder ihren Glauben oder die Beimat laffen. In drei Aften ift diefer Ronflift erschütternd ausgestaltet; das Blidfeld ist eng, die Zahl der Sandelnden flein, aber jeder zum Inpus erhoben. Sier die Bauernfamilie Rott, Großvater, Bater, Mutter und Sohn mit ihren Befann= ten und Berwandten, dort, in der Gestalt des einzigen kaiser= lichen Reiters, die Kirche als mächtiger, übermächtiger Gegen= spieler. Wir sehen wirklich die "Tragödie eines Bolkes" an die-sen von ihren beiden stärksten Leidenschaften bis ins Mark erschütterten Menschen sich vollziehen. Und dennoch — die Wirfung war feine tiefe, nachhaltige: der Erfolg galt in erster Linie den reinen fünstlerischen Qualitäten des Dichters Karl Schönherr, der an Stelle billiger Tendenzmache objektiv geschautes

und gestaltetes Leben gab und trok diesem vorwiegenden Interesse an menschenbildender Plastif auch das Problem (wenigstens im ersten und dritten Aft) zu fräftiger dramati= scher Steigerung herausarbeitete. Aber wir naturwissenschaftlichen Menschen von heutzutage, wir Städter und Steptiter, erleben die= sen Konflikt der Konfessionen nicht mehr in unserem Innern, und auch das Heimatsgefühl hat sich in einer Welt der D=Züge erheblich modifiziert: in Schönherrs Drama sehen wir nicht Glauben gegen Fanatismus, sondern Fanatismus gegen Fanatismus kämpfen; es ist feine Menschheitstragik (wie sie et= wa Ibsen in "Nora" und den "Ge= fpenftern" für alle Zeiten gültig

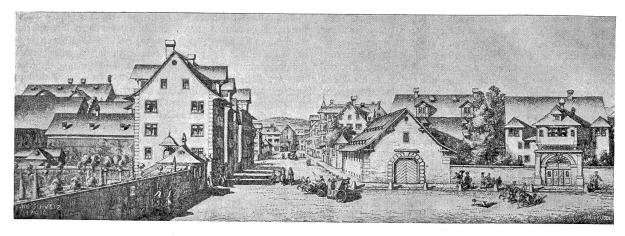
wa Ibsen in "Mora" und den "Gespenstern" für alle Zeiten gültig *) Bgl. "Die Schweiz" XIII 1909, 288 ff., 299 f., 340, 437 ff. XIV 1910, 43 ff., 228 ff., 362 ff., 549 f. **) Sein Bildnis f. S. 90. entrollt!), sondern zeitlich und gesellschaftlich scharf abgegrenzte Kulturtragik, allerdings von den ergreisendsten menscheichen Tönen durchsetzt und verstärkt. Daher kommt es, daß das zu Recht mit dem Grillparzerpreis ausgezeichnete Stück vielleicht doch nicht den Triumphzug antreten wird, den man ihm voraussagt: es hängt mit seiner künstlerischen Keuschheit zussammen, daß es keine modernen, aktuell wirkenden Ideen entshält, die die Brück schlagen könnten zum Interesse weitehält, die die Brück schlagen könnten zum Interesse weitehält, die die Brück schlagen könnten zum Interesse weitehält. Die die gerbheit, wie sie aus sedem Wort des kargen Dialogs spricht, ist noch nie nach dem Geschmack der Menge, des "lieben Publikums" gewesen.

Neben Schönherr steht Hauptmann nit seiner Bersliner Tragikomödie "Die Ratten". In Berlin werden jeht die Theatererfolge gemacht; aber es scheint kaum, daß die Berliner Kritik in ihrer nivellierenden Skepsis die Bedeutung des Werkes erkannt habe. So ist es vielleicht der "Provinz" vorbehalten, fern von den Kämpken für und gegen Hauptmann das Werk als



Ernit Schweizer, Zürich.

Stillleben (1909).



Gine planmäßig angelegte Strafe aus bem alten Burich, bie fich wenig verändert hat ("Talacter").

solches zu betrachten und seinem hohen Wert gerecht zu werden, und gerade wir, die wir jahrelang gegen die Tyrannis Gerhart Hauptmanns und den Niedergang des in seine Spur gezwunge= nen modernen Dramas ankämpften, erklären uns doppelt gerne durch diese lette Gabe für besiegt. In den "Ratten" hat Haupt= mann den Quell des Menschlichen, dem er sich in "Rose Bernd" näherte, erreicht und zugleich hinsichtlich der dramatischen Tech= nik eine Leistung vollbracht, die unter seinen eigenen Werken nur mit den "Webern" zu vergleichen ist; außerdem ist es ihm treff= lich gelungen, den Ton der als Gattung so überaus schwie= rigen Tragifomödie — Tragödie mit fomischem Einschlag nach anfänglichem Schwanken sicher festzuhalten und durchzuführen. Zugleich bildet das Stück eine für unsere Uebergangs= zeit charakteristische künstlerische Abrechnung des neuen drama= tischen Stils, dem "vor der Runft wie vor dem Geseth alle Men= schen gleich" erscheinen, mit dem alten, der nur gefrönte Häupter als des dramatischen Dichters würdig hielt; darin wird sein be= sonderer Wert bestehen, daß es diese Umwertung aller Werte ber Literaturgeschichte späterer Zeiten im Spiegel der Runft selbst zeigt. Ein vorübergehend ausrangierter Routinier von Theaterdirektor paukt seinen Schülern das Pathos der "Braut von Messina" ein (wobei der unbegabteste energisch den Borrang des menschlich mitfühlenden Seins vor dem falt erhabenen, herzensfremden afthetischen Schein reklamiert!): das ist das Ge= webe, der Rahmen. Eine Frau, der ihr einziges Söhnchen früh starb und deren Mann monatelang auswärts seinen Berdienst sucht, weiß sich in ihrer Einsamkeit die Rätselfrage des Lebens Wozu?" nicht anders zu lösen, als indem sie einem verführten Mädchen sein Kind abnimmt, es als das ihrige ausgibt und es gegen die erwachende Liebe der wahren Mutter verzweifelt verteidigt, bis sie, in schwerste dirette und indirette Schuld verstrickt (ihr verkommener Bruder hat das ungestum drängende Mädchen ermordet!), in den Tod rennt: das ist der Einschlag, das Bild des alle ästhetischen Begriffe durchbrechenden Lebens. Das Kind hat der Frau noch entrissen werden können; der Theaterdirektor hält es in den Armen und raunt, erschüttert von der furchtbaren Wirklichkeitsszene, seinem unbegabten Schüler, dem ehemaligen Theologiestudenten zu : "Spitta, wir haben das Haupt der Gorgo gesehen!", so mit seinen veralte= ten "flassischen" Begriffen das "Ewig Neue" des furchtbar sich offenbarenden Daseins benennend und den tragifomischen Ton bis zulett wahrend. Der Dichter erweist sich in der Runft, die Fäden zu verschlingen und doch immer wieder einen schließen= den, haltenden Anoten zu finden, als Meister der dramatischen Polyphonie; gerieten einige Nebenfiguren und mit ihnen ein Teil der Berwicklung für den Unvorbereiteten nicht völlig einleuchtend, so möchte ich die Frage offen lassen, ob das auf Rechnung des Dichters oder des "streichenden" Regisseurs zu setzen ist. Uebrigens erlaubt die naturalistische Technik dem Dichter am

ehesten, gewisse Partien seines Lebensgemäldes im Halbunkel zu lassen; die Tatsache, daß das Hauptthema siegreich anschwellend sich durch alle Akte hindurchzieht und seinen Ewigseitston bei aller irdischen Instrumentation immer deutlich versnehmen läßt, wiegt diesen und sonstige kleine Einwände reichlich auf. Die Aufführung im Pfauentheater war vorzüglich; man fühlte es den Schauspielern an, daß sie sich voll einsesten für den Stil und den Dichter, in dem und an dem sie aufgewachsen waren. Unbedingt genannt werden müssen Fräulein Klaus, die die Mutter, und Fräulein Ernst, die das Mädchen spielte; auch Berr Wünschmann als Theaterdirektor und Herr Zoder als verbrecherischer Bruder ragten hervor. Der Beifall verstärkte sich von Akt zu Akt; der Erfolg des Abends war ehrlich errungen, entschieden und entscheeden.

Neben diesen beiden literarischen Ereignissen ist eine "Tasse und sie en beiden literarischen Ereignissen ist eine "Tasse und sie Unsführung im Pfauentheater zu erwähnen; der kliwolle Rahmen der Reliesbühne kam der stillstrengen Dichtung sehr zustatten, und auch die Darstellung bedeutete eine angenehme Ueberraschung. Ein sehr freundlicher Erfolg war Teston is aus dem Italienischen recht gut übersetztem Lustspiel "Frieden in der Ehe" beschieden (dem man bei den Wiederholungen Cavalottis Einakter "Jephthas Tochter" vorausschickte): im Mittelpunkt steht die überlegene, gut geslaunt ihres Mannes Liebestorheiten korrigierende Frau, wie wir sie aus Hermann Bahrs "Konzert" kennen. Erwähnt sei auch noch, daß man Venedie", "Dierelegierten Studenten Studenten den den ten" wieder einmal auferstehen ließ, weil es immer noch viele Gebildete gibt, die nach solchen Harmlosigskeiten lechzen.

Alexander Moiffi, der auch in Bern und St. Gallen auftrat, feierte Triumphe, wie sie bisher nur Kainz bei uns er= rang. Sein vor allem an unser Mitleid appellierender Samlet ist so ganz anders als der auf bitter-ironische Geistesüberlegenheit gestimmte seines großen Borgängers, daß er daneben wohl bestehen kann; dagegen gefiel er sich als Romeo in solchen Extravaganzen, die gleichwohl nicht den Eindruck des Jugend= lichen zu erweden vermochten, daß die Kunstleistung des fünfzigjährigen Jünglings Kainz auf dieser Folie noch eine nachträgliche Glorifikation erfuhr. Seine interessanteste Leistung war Faust, den er durchgehends bartlos spielte; er erreichte dadurch jene Einheitlichkeit zwischen dem alten und dem verjüngten Faust, die für das Berständnis der Dichtung erstes Erfordernis ist: es war derselbe unter sinnender Stirn hervorglühende Blid, der nach übersinnlicher Erkenntnis, wie der nach sinnlichen Genüssen verlangte! — Als Gastspiel war das Auftreten von Edith Rennolds angefündigt, die auch in St. Gallen spielte. An ihrer Julia, die viel zu bewußt war und badurch das Spezifische dieser Gestalt vermissen ließ, schien die wohldurchgebildete Sprechtechnik am meisten bemerkenswert. Sofmanns=

thals "Clettra" entsprach dem in spihen, nervös reagierenden Gesten sich äußernden Naturell der jungen Künstlerin weit besser; überhaupt dürste ihre Stärke in der Darstellung des

Pathologischen liegen.

Bon der Oper ist für diesmal nichts Besonderes zu melden. Ueber die Operetten, die so unvermeidlich zu uns kommen wie die Influenza, braucht man kaum ein Wort zu versieren; sie umschwirren leicht und kurzlebig die zu dauerhaften Pyramiden gewordenen Wagnerschen Tondramen, und darin besteht eben unser normales Opernleben. Auch die ernsthafte Oper "Cleospatra" des Dänen August Enna stand so sehr im Zeichen Wagners, daß sie neben der großen Sonne schon heute in uns

serm Gedächtnis verblichen ist; das "ägnptische" Textbuch war so uninteressant wie nur möglich, und ein oft in seltener Pracht und Fülle einherrauschender Orchesterklang vermochte nicht über das Fehlen musikalischer Eigenart hinwegzutäuschen. Zur Feier von Verdis zehnsährigem Todestag wurde der Aufführung der "Traviata" eine Huldigung vorausgeschickt, bei deren Dichtung und Komposition der in Zürich lebende Masstro Cattadeni die für solche Anlähe üblichen Formen beobachtete. Das nächste Wal vom "Nosenkavalier", der bereits am 15. Februar zu Basel seine Erstaufführung auf Schweizersboden ersahren hat.

Konrad Falle, Zürich.

Die Stadt als Kunstwerk.

Mit zwei Abbilbungen.

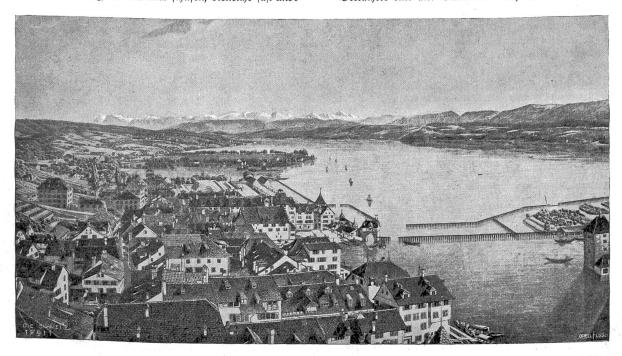
Schön sind sie alle, unsere alten Schweizerstädte, unvergleichlich schön, und wenn man sie nicht in einem Zeitalter unsseiner Berstandeskultur und Nühlichkeitsschwärmerei zum Teil ausgerodet, zum Teil ohne Takt und Anpassung weiter ausgebaut hätte — eine jede wäre der umständlichen Wallfahrt wert, die man nach Rothenburg an der Tauber oder nach Dinkelsbühl unternimmt.

Trohig steht Bern heute noch da, ein Bild weitsichtigen staatsmännischen Denkens. Freiburg erzählt von einem Bürgersadel, der auf der Sprachs und Kulturgrenze nach beiden Seiten wehrte und durch diskrete Repräsentation einen zarten Kunstgeschmack sich herausbildete. Kühn malerisch erscheint Luzern, wo ein sehdelustiges Söldnervolk selbst neben seinen gewalstigen Bergen Figur machen wollte. Don weisem Mahhalten bei großem Reichtum zeugen die Baster Reihenhäuser, die sich zwischen der stillen Gasse und den verborgenen Gärten ziehen. Und Zürich meldet sich als eine Stadt fröhlicher Handwerker, die keinen Fingerbreit vom vernünftigen und heitern Sinn ihrer Art abweichen.

Ausdruckskunst, nicht nur Bedarfskunst ist die Architektur des einzelnen Hauses wie der ganzen Städte aus alter Zeit. Und wenn man diesen Ausdruck auch nicht gesucht hat, gesunden hat man ihn auf jeden Fall. Ein Gedanke war wohl immer in den Köpfen lebendig, die das alles schusen, vielleicht fast undewußt und als bloße Ahnung: Baue ich mich selbst, meine Sinsnesart und meine Berhältnisse, oder baue ich einen With, eine Karikatur über mich selbst? Werden die Nachbarn und die Borsbeigehenden mein Haus als ein ehrliches Gefäß meiner selbst loben oder als meine Narrenkappe verlachen? Werde ich mich darin wohl fühlen als in einer Wahrheit oder verirrt und unsheimisch als in einer Lüge?

Man ist leicht geneigt zu glauben, unsere Bäter hätten ihre Häuser auf gut Glück, fast aus einem dunkeln Triebe heraus gebaut, und weil sie uns nur die Werke und nicht die Gedanken, die sie sich darüber gemacht haben, hinterlassen haben, scheint es uns oft, diese Gedanken hätten überhaupt gefehlt. Da aber früher ein Mensch selten mehr als ein Haus und dieses eine Haus als großes Lebenswerk für sich und seine Kinder hat bauen lassen und da die Baumeister, die gleichzeitig Architekten waren, über einen reichen Schat von Erfahrungen verfügten, die ihnen keine Schule, sondern die Lehre der Tradition übermittelt hatte, so muffen wir annehmen, daß in diefen Säufern eine reiche Summe von baulichen Gedanken aufgespeichert sei und daß gerade dieser Reichtum, der die Möglichkeit immer neuer Entdeckungen gewährt, die eigentliche Quelle ist, aus der der asthe= tische Genuß unversieglich herausströmt. Das gilt für das ein-Belne Saus; das gilt nicht minder für die gange Stadt.

Betrachtet eine alte Stadt oder auch ein unverdorbenes



Bie Bürich aussah, als es nur aus Bürichseehäusern beftand (Mitte bes XIX. Sahrh.).